

Unterhaltendes.

Im Banne der Rache.

Von D. E. Sier.

15)

(Nachdruck verboten.)

Hauptmann von Dettekint blickte, die Stirne in die Hände gestützt, mit stieren Augen auf diesen Artikel, der in seiner Knappheit doch eine erschöpfende und deutliche Sprache redete. Er rief sich den letzten Abend vor dem furchtbaren Ereignis in das Gedächtnis zurück. Dort in jenem Sessel, hatte Cläre gefessen; dort auf einem kleinen Tisch standen das Teeservice, die Arac-Karaffe, die Cigaretten. Hier in dem Schaukelstuhl hatte er selbst gefessen und in heiteren Träumereien den blauen Dampfingen seiner Cigarette nachgeschaut. Er sah das zarte, sanfte Gesicht seiner Schwägerin wieder deutlich vor sich, ihre trüben, traurigen Augen, ihre schlanke und doch so ebenmäßige Gestalt; er hörte den Tonfall ihrer lieblichen Stimme, er sah ihr süßes Lächeln, er glaubte den berausenden Duft ihrer Locken wieder zu empfinden — den ganzen Zauber zu fühlen, der von der keuschen, reinen Mädchengestalt ausging.

Und dieses Mädchen, dieser Engel an Güte, Sanftmut und Liebe, sollte eine Mörderin sein?

Er hatte die häßliche Scene nicht vergessen, welche seine Frau ihm und Cläre bereitet; aber konnte diese Scene die Rachsucht des jungen Mädchen in solchem Maße entflammen, daß sie den Kindern, die sie so zärtlich geliebt, das tödliche Gift einstößte?

Von seinen Gedanken gepeinigt und gemartert sprang der Hauptmann auf, preßte beide Hände gegen die Stirn und lief in dem Zimmer auf und ab.

Das Dienstmädchen trat ein und überreichte ihm eine Karte. „Der Herr möchte den Herrn Hauptmann sprechen.“

Herr von Dettekint warf einen Blick auf die Karte: „Johannes Peukert, Maler und Zeichenlehrer.“ stand auf der Karte.

Ah, der Geliebte Cläres! Ein Gefühl der Eifersucht schlich sich in des Hauptmanns Herz, aber auch eine Empfindung der Genugtuung. Mit Johannes Peukert konnte er doch über Cläre sprechen, wie ihm ums Herz war. Der junge Künstler war ebenso von der Unschuld Cläres überzeugt, wie er selbst, ja in einem noch weit höheren Maße.

Er streckte dem eintretenden Johannes die Hand mit höflichem Lächeln entgegen.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein lieber Herr Peukert,“ sagte er, „daß Sie mich wieder einmal aufsuchen. Bringen Sie mir etwas Neues über unsere arme Cläre? Sind Sie des Rätsels Lösung auf der Spur?“

Johannes schüttelte traurig das Haupt. „Ich habe mit mehreren Rechtsanwälten gesprochen,“ entgegnete er, „aber alle machen mir sehr wenig Hoffnung. Sie wollen die Verteidigung Cläres zwar übernehmen — welcher Rechtsanwalt würde einen solch sensationellen Fall sich

entgehen lassen! — sie fürchten jedoch alle, daß selbst die Verteidigung Cläre von dem furchtbaren Verdachte nicht reinigen wird.“

„Es ist entsetzlich!“ stöhnte der Hauptmann.

„Was mich wieder einmal zu Ihnen führt, Herr Hauptmann,“ fuhr Johannes mit verklärter Stimme fort, „ist der Artikel der heutigen Morgenblätter.“

„Ich habe ihn gelesen! Wer ihn liest, muß von der Schuld der armen Cläre überzeugt sein.“

„Ist es denn wahr, daß man Gift in der Konmode Cläres gefunden hat?“

„Allerdings.“

„Ich habe nie von Cläre gehört, daß sie Opium gegen Schlaflosigkeit gebraucht.“

„Auch mir war es neu.“

„Man bekommt doch Opium nur gegen Rezept eines Arztes?“

„Ja, auch ich war früher dieser Ansicht. Aber es giebt auch viele Drogenhandlungen, welche Opium ohne Rezept verkaufen.“

„Könnte man die Drogenhandlung nicht ausfindig machen, in welcher Cläre das Gift gekauft haben könnte?“

„So viel ich weiß, befand sich auf dem Päckchen, in dem das Gift gefunden wurde, keine Firma.“

„Und doch, Herr Hauptmann, beruht hierauf die Rettung Cläres, wie mir mein Freund, ein junger Rechtsanwalt, Doktor Mewes, sagte. Mein Freund interessiert sich sehr für den Fall und ich möchte vorschlagen, ihm die Verteidigung zu übertragen.“

„Sie wissen, mein lieber Herr Peukert, daß ich Ihnen die Regelung dieser Angelegenheit übertragen habe. Besprechen Sie mit Ihrem Freunde Alles genau, ich selbst vermag ja in der Sache wenig oder nichts zu tun, da ich beteiligt bin. Aber es liegt mir viel daran, des Rätsels Lösung zu finden. Bedarf der Rechtsanwalt einen Vorschuß, ich bin gern bereit.“

„O, nicht deshalb kam ich hierher!“

„Ich bin noch immer der Vormund Cläres und habe ihr kleines Vermögen in Verwaltung. Dasselbe steht natürlich zur Verfügung der Verteidigung.“

„Wieviel beträgt das Vermögen Cläres?“

„O, nur zwöfstausend Mark.“

„Hauptmann von Dettekint richtete sich selbstbewußt empor. In Bezug auf die Geldfrage war er wenigstens aller Sorge überhoben, denn seine Gattin hatte eingewilligt, daß das verschleuderte Vermögen Cläres, wenn nötig, aus ihrem Erbeil ersetzt werden sollte.“

„Cläre hat mir niemals gesagt, daß sie Vermögen besitzt,“ entgegnete Johannes etwas erstaunt. „Im Gegenteil, sie behauptete stets, nicht das geringste Vermögen zu besitzen.“

Der Hauptmann wandte sich ab, um sich eine Cigarette anzuzünden. Es war ihm peinlich über diesen Punkt zu sprechen; in seinem Herzen quoll ein Gefühl der Scham über diese Großmut seiner Schwägerin empor, er schloß sehr richtig aus der Schweigsamkeit Cläres, daß sie ganz genau über den Verlust ihres Ver-

mögens unterrichtet gewesen war und daß sie ihn nur hatte schonen wollen. Und dieses edle, selbstlose, großmütige Mädchen sollte seine Kinder vergiftet haben? Unmöglich! —

Seiner Verlegenheit wurde er durch den Eintritt des Doktors Mittenzweig enttriffen.

„Ach, ich störe wohl,“ sprach der Arzt mit einem Seitenblick auf Johannes. „Ich komme nur, um mich nach Ihrem und dem Befinden ihrer Gattin zu erkundigen, verehrter Herr Hauptmann.“

„Sie stören uns nicht. — Dieser Herr ist Johannes Peukert — Sie wissen ja, der Verlobte Cläres, von dem ich Ihnen erzählt habe. — Herr Doktor Mittenzweig.“

Johannes hatte sich erhoben. Der Arzt verbeugte sich höflich, aber über sein gelbliches Gesicht zuckte ein häßlicher Ausdruck und in seinen dunklen Augen blitzte es heimlich auf.

Also das war sein begünstigter Nebenbuhler? Um dieses jungen blondlockigen Menschen willen hatte Cläre seine Werbung zurück gemiesen; hatte die Rettung durch ihn verschmäht und war lieber in das Gefängnis gegangen, hatte sich lieber der furchtbaren Gefahr einer Verurteilung wegen Mordes ausgesetzt, als daß sie ihn erhört? Das sollte sie und der junge Mensch büßen! Jedes Gefühl des Mitleids war aus seinem Herzen verschwunden und nur der Haß, die Wut über seine vereitelte Hoffnung erfüllten seine Seele.

Die Blicke der beiden Männer bohrten sich ineinander. Instinktiv fühlte Johannes, daß der Arzt sein und Cläres Todfeind war. Hatte ihm doch die Mutter von der Werbung des Doktors um Cläres Gunst erzählt! Und plötzlich schoß ein Gedanke durch Johannes Seele. Er mußte den Arzt schon einmal gesehen haben! Dieses häßliche Gesicht, mit den schlaun, tückischen, dunklen Augen, mit dem dichten schwarzen, an den Schläfen ergrauendem Haare, dem dunklen Vollbart, der trotz seiner Stärke das spöttische Lächeln nicht verbergen konnte, das die Lippen des Mannes umschwebte. — Das Alles hatte Johannes schon einmal gesehen; nur erinnerte er sich nicht, wo und unter welchen Umständen.

Vergeblich sann er darüber nach.

Der Arzt hatte sich inzwischen dem Hauptmann wieder zugewandt.

„Giebt's etwas Neues in der Angelegenheit unserer armen Cläre?“ fragte er im Tone des Mitleids.

„Was in dem Artikel dort steht.“

„Ich habe ihn gelesen, er scheint mir von sehr sachkundiger Seite auszugehen.“

„Sagen Sie mir Doktor, verkaufen die Apoteken Opium ohne Rezept eines Arztes?“

Der Doktor zuckte mit den Schultern. „Sie dürfen es eigentlich nicht. Aber wie oft kommt es vor, daß der eine oder der andere Apoteker oder Droguist gewissenlos genug ist, ein selbst stärker wirkendes Gift zu verkaufen. Die Habgier der Menschen ist ja sehr groß und zu Allem fähig. Doch wie geht es dem kleinen Kurt?“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

(Wiederfinden eines von Zigeunern geraubten Kindes.) Am 18. August 1901 ist die damals 6 Jahre alte Tochter Else des Kutschers Kassel in Hannover verschwunden. Die weitgehendsten Nachforschungen nach dem Kind hatten zu keinem Ergebnis geführt. Jetzt scheint nun endlich nach der „Tägl. Rundsch.“ das Kind gefunden zu sein, und zwar bei einer Zigeunertruppe. Im Mai oder Juni vorigen Jahres hat sich in der Gemeinde Sibbesse (Kreis Gronau) eine Zigeunerbande auf ihrem Zug kurze Zeit aufgehalten. Verschiedenen Einwohnern der Gemeinde ist damals ein bei der Bande befindliches, etwa 6—8 Jahre altes Mädchen aufgefallen, das, nach seinem hellblonden Haar zu urteilen, nicht von Zigeunern abstammen schien. Das Kind ist dabei beobachtet worden, wie es aus einem Wagen gesprungen, dann aber nicht auf die spielenden Zigeuner-Kinder, sondern auf Kinder aus Sibbesse zugehauert ist. Auf Befragen hat es erklärt, die Zigeuner seien seine Eltern nicht, es sei aus Hannover und heiße Else. Leider ist damals die Bande nicht durchsucht und die Herkunft der Zigeuner nicht festgestellt worden. Später hat sich ihre Spur nicht mehr verfolgen lassen, doch wurden alle Polizeibehörden angewiesen, sorgfältig bei dem Auftauchen von Zigeunern nach jenem Kinde zu forschen. Außerdem hat der Regierungspräsident in Hannover auf die Wiederauffindung der Else Kassel am 25. Februar dieses Jahres noch eine Belohnung von 1000 Mk. ausgesetzt. Jetzt endlich ist das Kind bei einer Zigeunerbande entdeckt worden, die sich bei Löderburg bei Straßfurt aufhielt. Die Beschreibung, die von der Vermißten vorhanden ist, trifft auf das gefundene Kind völlig zu; auch das besondere Kennzeichen, die Warze in der Handfläche, ist vorhanden, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß das Kind endlich wiedergefunden ist. Ein Anabe hatte es in dem Zigeunerwagen bemerkt. Als man den Wagen untersuchte, wurde das Kind von den Zigeunern in einem andern Wagen verborgen gehalten, so daß es die untersuchenden Beamten nicht zu finden vermochten. Die Gendarmen ließen sich jedoch nicht täuschen; sie verfolgten die Spur des inzwischen auf und davongegangenen Zigeunerwagens während der ganzen Nacht hindurch, bis es ihnen nach vielen vergeblichen Hin- und Herreisen gelang, den Zigeunerwagen im Dorf Bahrendorf (Kreis Wanzleben) anzuhalten und in ihm auch das Kind zu finden. Die beiden Zigeuner sind in das Amtsgerichtsgefängnis zu Wanzleben eingeliefert worden.

(Bismarck und die Trinkgelder in Rußland.) Man schreibt der „Voss. Zeitung“: In den Jahren 1859—1862 war bekanntlich Otto v. Bismarck preussischer Gesandter in Petersburg. In jener Zeit erwarb er den Grund und Boden, auf dem unser Botschaftshaus erbaut wurde. Als er die Kaufbelege an die Oberrechnungskammer nach Potsdam schicken wollte, gelang es ihm zuerst nicht, die erforderlichen Papiere von den russischen Behörden zu erlangen. Auf seine wiederholten Beschwerden ließ man dort durchblicken, daß es ohne angemessene Entschädigung an die

betreffenden Beamten kaum möglich sein würde, die notwendigen Belege zu erhalten. Dagegen bäumte sich aber mit Recht Bismarcks Stolz und Unabhängigkeitsgefühl als preussischer Botschafter auf, und er trug bei einem der nächsten Hoffeste dem damaligen Zaren Alexander II sein Anliegen vor. Der Zar versprach, ihm zu helfen, und schon nach wenigen Tagen hatte Bismarck die gewünschten Papiere in Händen. Als er sich bei nächster Gelegenheit persönlich für die Liebenswürdigkeit des Zaren bedankte, klopfte ihm dieser auf die Schulter und sagte lächelnd: „Das Trinkgeld an meine Beamten habe ich selbst bezahlt.“

(Auf dem Grunde des Walchensees.) Es wurde seinerzeit von einem geheimnisvollen Vorgang berichtet, der sich auf dem Walchensee in Bayern abspielte. Eine ganze Familie — Vater, Mutter und mehrere Töchter — fuhr auf einem Boot hinaus auf den See und verschwand. In dem treibenden Rachen fand man später nur einige Hüte und Schirme der Vermißten, diese selbst sah niemand mehr. Man glaubte natürlich, daß ein Unfall oder Selbstmord, vorliegen müsse, aber die Körper der Unglücklichen wurden von den Wellen des Sees nicht an das Ufer gespült. Auch Taucher, welche dieser Tage auf den Grund des Walchensees hinabstiegen, entdeckten keine Spur der angeblich ertrunkenen Personen. Bemerkenswert sind aber die Beobachtungen, die tief unter dem Wasser Spiegel gemacht wurden. An manchen Stellen konnten die Taucher, wie der „Münchener Zeitung“ geschrieben wird, noch in bedeutenden Tiefen im Umkreis von 5—6 m alles aufs genaueste sehen, da das Wasser ungemein klar ist. Am Boden lagert zumeist dichter, schwarzer, lehmiger Schlamm, aus dem niedere Pflanzen herauswachsen. Sehr oft ragen aus dem Boden steile Felszacken empor, und dann plötzlich öffnet sich der Boden wieder zu tiefen Abgründen und Löchern, an denen durch Lotungen Tiefen von mehr als 200 m festgestellt wurden. An solchen Stellen des Sees erscheint das Wasser kohlschwarz, und tiefe Nacht umfängt den Taucher. Nicht einmal mehr seine dicht vor die Scheiben des Kopfhelms gehaltene Hand konnte er erkennen. Plötzlich kommt wieder eine lichte Stelle und dicht daneben wieder ein Loch, und so wechselt es in bunter Reihenfolge. Natürlich war das Wasser des Vergessensees eiskalt, und halberstarrt kamen die Taucher wieder an die Oberfläche.

(Ein Schatz vom Meeresgrund.) Nach siebzig Jahren ungestörter Ruhe auf dem Meeresgrunde hat jetzt die Brigg „Barbaric“ goldene Schätze einem einfachen Fischer geschenkt, der das Wrack vor einigen Monaten für 20 Mark kaufte. Die „Barbaric“ sank auf dem Atlantischen Ozean in der Höhe von Seawall, Neu-Schottland, bei einem schrecklichen Sturm, und die ganze Mannschaft ging mit ihr unter. Da zu jener Zeit noch wenig Rettungsapparate existierten, und ihre Nützlichkeit auch gering geschätzt wurde, wurde die Brigg ihrem Schicksal überlassen. Ein Fischer aus Seawall, namens Thomas Burns, erbot sich im vergangenen Sommer, das Wrack zu kaufen. Da es fast ebensoviel kostete, die Anker, Kupferbeschläge und andere Metallgegenstände heraufzubefördern, als dies alles

wert war, so wurde ihm die „Barbaric“ zu einem sehr geringen Preise verkauft. Aber der Fischer Burns hatte von einer alten Geschichte gehört, die die Brigg mit einem Schatz in Golddollars, im Werte von 240,000 Mark, in Zusammenhang brachte, der während drei Jahren Kreuzens in den südamerikanischen Gewässern angesammelt sein sollte. Mit einiger Mühe bewog er einen Taucher von Halifax, hinüberzukommen, und Schritte zur Wiedererlangung des Schatzes zu tun. Wie ein englisches Blatt berichtet, haben Burns und der Taucher schon 18,000 Golddollars (72,000 Mk.) aus dem Wrack geborgen, und der Taucher hatte den Platz von noch 30,000 Dollars festgestellt, sodaß jetzt schon der ganze Schatz entdeckt zu sein scheint.

(„D' Hösle machet's ne—et!“) Eine Erinnerung an Herrn v. Scholl ist im Schw. Merk. zu lesen: Auf der Reitschule Hannover erschien der dahin kommandierte Sch. in einfachen langen Beinkleidern in der Reitbahn, was einen anwesenden Herrn von den Husaren zu der kritischeren Bemerkung veranlaßte, daß er in diesem Anzug wohl kaum mitkommen werde. Sch. als ausgezeichnete Reiter aber ritt alle Touren tadellos ab, während der kritische Husar das Pech hatte, sich von seinem Pferd zu trennen. Nach getaner Arbeit trat Sch. auf den etwas gedeppten Husaren zu, klopfte ihm gemächlich auf die Schulter und sagte in seinem unverfälschten Schwäbisch: „D' Hösle machet's ne—et, Herr Kamerad!“

(Eheliche Treue im Tierreich.) Das Kapitel der ehelichen Treue gehört zu den interessantesten Gebieten der Tierpsychologie. Am ausgesprochensten ist diese Treue in der Vogelwelt. Wo Männchen oder Weibchen stirbt, stirbt der überlebende Teil in der Regel bald nach. Der Bartmeise bricht das Herz wenn sie zur Witwe wird. Die Turteltaube, die Inséparables, der amerikanische Goldspecht und noch viele andere kennen „die Treue übers Grab hinaus.“ Das Meisenpärchen ist in der Ehe äußerst zärtlich miteinander, das Weibchen schläft dicht an das Männchen geschmiegt, das die kleine Gefährtin mit seinem Flügel deckt. Andere Vögel halten der Gattin wohl die Treue, wissen sich aber doch zu trösten, wenn der Tod die Holde raubt. Andere Vögel, wie die Spazzen bleiben der Liebsten ihres Herzens wohl für einen Somnec treu, kehren dann aber mit ihr zusammen in das gesellige Leben der anderen zurück. Die allermeisten Vögel leben in Monogamie, nur die Hühnervögel sind für Haremwirtschaft. Der Sultan des Hofes, der Haushahn, hält seiner Favoritin jedoch die Treue, während der Auer- und Vorkhahn, vollkommen Lebemann, heute mit dieser und jener Henne herum-pouffiert, ohne sich nachher noch um sie oder ihre Kinder zu kümmern. — Die Säugetiere sind in der Mehrzahl für Vielweiberei, wenn man auch hier und da ein „treues Ehepaar“ findet. Die Seeuhren sind Polygamisten, die meisten Raubtiere, Tiger, Fuchs, Löwe, Wolf u. s. w., bleiben jedoch mit ihrer einen erwählten Gattin zusammen und ernähren und erziehen mit ihr zusammen die Kinder. Bei den Affen, besonders beim Schimpanse und dem Gorilla, findet man wirkliche eheliche Liebe und Treue.